

Gabriele Knapstein

Über einige Künstlerstatements zur Kunstlehre

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Studierende und Lehrende der Kunsthochschule Berlin Weissensee,

Die gerade im Hamburger Bahnhof zu Ende gegangene Ausstellung „Black Mountain. Ein interdisziplinäres Experiment“ widmete sich einem in den USA zwischen 1933 und 1957 bestehenden Liberal Arts College, das mit seinen progressiven Ausbildungsideen und seiner experimentellen Ausrichtung bis heute fasziniert. Gegründet im Widerstand gegen die bestehenden universitären Einrichtungen mit ihren hierarchischen Strukturen und ihrem vorrangigen Ziel der Faktenübermittlung, hatte man sich in Black Mountain Selbstverwaltung, Freiheit in der Lehre auf Seiten der Dozenten und in der Wahl der Fächer auf Seiten der Studierenden, einen möglichst gleichberechtigten Austausch zwischen Lehrenden und Lernenden sowie eine auf Erfahrung und Experiment beruhende Lehre in Wissenschaften und Künsten vorgenommen. Ich will Ihnen hier nicht noch einmal die Geschichte dieses innovativen Instituts vorstellen. Aber ich möchte ausgehend von einigen in Black Mountain formulierten Zielen auf das Verhältnis von Lehrenden und Lernenden zu sprechen kommen, das in der Kunstlehre eine ganz besondere Herausforderung ist. Und so habe ich einige Künstlerstatements ausgewählt, die ich Ihnen als Denkanregung mit auf den Weg geben möchte.

Josef Albers, der die Kunstausbildung am Black Mountain College zusammen mit seiner Frau Anni Albers maßgeblich bestimmte, war ein höchst engagierter Lehrer, dem es darum ging, die Studierenden für Formbildungsprozesse in allen Bereichen der Kultur zu sensibilisieren – und darum, stets auf der Höhe der Gegenwart zu arbeiten.

1934 schrieb er: „Let us be younger with our students and include in our consideration new architecture and new furniture, modern music and modern pictures. We ought to discuss movies and fashions, make-up and stationary, advertising, shoptsigns and newspapers, modern songs and jazz. The pupil and his growong into the world are more important than the teacher and his background.“

(Josef Albers, Art as Experience, 1934)

Und in einem Text über die Kunstausbildung am BMC heißt es: „From his own experiences the student should first become aware of form problems in general, and thereby become clear as to his own inclinations and abilities. In short, our art instruction attempts first to teach the student to see in the widest sense: to open his eyes to the phenomena around him and, most important of all, to open his eyes to his own living, being, and doing.“

(Josef Albers, Black Mountain College Bulletin 2)

In den 1960er Jahren, als man auf breiter Front Institutionen und Autoritäten in Frage stellte, wurde naturgemäß auch über die Frage der Kunstlehre und das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden nachgedacht. Joseph Beuys unterrichtete ab 1961 an der Kunstakademie in Düsseldorf und etablierte dort einen Unterricht im Zeichen seines erweiterten Kunstbegriffs – darauf will ich hier nicht näher eingehen, seine Lehrtätigkeit und die Gründung des Vereins zur Förderung einer „Freien internationalen Hochschule für Kreativität und interdisziplinäre Forschung“ 1973 wäre Thema für einen eigenen Vortrag.

Die antiautoritären Impulse dieser Jahre fasste etwa Robert Filliou in einem 1970 publizierten Buch mit dem Titel „Lehren und Lernen als Aufführungskünste“ zusammen, das Beiträge von George Brecht, Allan Kaprow, Dorothy Iannone, Dieter Roth, Joseph Beuys und anderen enthält. Ihm schwebte ein „Institut für Andauernde Schöpfung“ (Institute of Permanent Creation) vor, das von Künstlern und Studenten geleitet werden und in dem es keine Noten und Abschlussexamina geben sollte. Auf die Frage, warum in einem solchen „Institut für

Andauernde Schöpfung“ Künstler unterrichten sollten, antwortete er: „Die Beweggründe und Werte des Künstlers haben vielleicht revolutionierende Kraft. Unschuld, Einbildungskraft, Einfallsreichtum, Stolz, Hingabe, Mut, Ausdauer, Unabhängigkeit, Freiheit, Ehrlichkeit, Abenteuerlust (und Selbstgefälligkeit und „Arriviertheit“, ich weiss, ich weiss...) nun, irgendjemand, was immer seine besondere Gabe ist, wenn er daran festhalten könnte, würde sein ganzes Leben schöpferisch bleiben, nicht wahr? (Ha, Ha, und Ironie und Humor). Reformer, die innerhalb der festen Universitätsbestimmungen arbeiten (an Lehrplänen und Benotungssystemen etc...) sind nicht genug.“ (Robert Filliou, Lehren und Lernen als Aufführungskünste, S. 42f.)

In seinem Text heißt es weiter:

„In dem Institut ist der Gegenstand nicht das Lehren. Es ist die Schärfung der Gabe der Lebensfähigkeit. (...) Stell Dir vor, was andere Künstler, wie Cage, Brecht, usw...vorschlagen könnten, ich meine, stell Dir mal vor, was die Studenten aus einem unmittelbaren, tatsächlichen Kontakt mit solchen Leuten gewinnen könnten, und umgekehrt.

Eine Bemerkung über die Methode: um diese vollkommene Beziehung zwischen Künstlern und Studenten zu erreichen: wir müssen die Idee der Bewunderung loswerden. Der Künstler ist auch ein Student und der Student ein Künstler“. (Ebd., S. 46)

Dass das Verhältnis zwischen Künstler und Studenten sich nicht so einfach als ein hierarchiefreies begreifen lässt, betonte Dieter Roth, der in einem Interview über die ambivalente Erfahrung, Kunst zu lehren und Studenten zu unterrichten, spricht:

„...die führen mir...auf zwei Arten bekomme ich meine eigenen Handicaps und Schwächen zu schmecken. Das ist erstens mal, wenn ich die jungen Leute sehe, dann sehe ich mich selber wieder, wie ich ehrgeizig gestrebt habe als Junge, wie ich ums Verrecken mich an die Künstler rangemacht habe, die ich gut und berühmt fand, und wollte auch so werden. Und zweitens merke ich immer meine Schwäche: Ich will denen imponieren. Und wenn ich denen imponiere, dann sind sie ja bedrückt, dann

leiden sie ja schon, und das ist Scheiße. Und da komme ich nicht raus, darum will ich gar nicht dahin gehen. Dann komme ich gar nicht in Versuchung, mich da aufzuspielen.“

(Dieter Roth im Interview von Irmeline Lebeer-Hossmann 1976, in: Künstler in der Lehre, S. 154)

Während Roth – dem wir übrigens in diesem Jahr auch eine Ausstellung im Hamburger Bahnhof gewidmet haben, die einige von Ihnen sicher gesehen und gehört haben – wenig gewillt war, für die Studenten eine Vaterfigur abzugeben, sah sich Klaus Rinke, der ab 1974 an der Kunstakademie in Düsseldorf lehrte, durchaus in dieser Rolle:

„Ein Lehrer muß unwahrscheinlich großzügig sein können, um seine Studenten zu fördern. Er muß gestatten, daß neben ihm richtig große Künstler entstehen, daß er vielleicht selbst in Vergessenheit gerät. Das verstehe ich unter Lehre. Wenn man das weitergibt, ist das so wie bei Vätern, die gerne wollen, daß die Kinder es einmal weiterbringen wie sei selbst. Trotzdem sind sie dann oft sauer darüber. Das darf man aber nicht sein, denn das ist das Recht der neuen Generation. Jede Generation muß die nächste Generation in die Schienen hieven, sonst hat sie versagt. Man kann die Leute nicht abhängig machen, man muß ihnen zur Selbständigkeit verhelfen. Sie müssen das Gefühl haben können, nicht durch meine Hände hindurchgearbeitet zu haben, sondern alles wirklich selbst entdeckt und realisiert zu haben. Wenn es mir gelingt, dieses Forum so frei zu erhalten, daß man in ihm vollkommen unbeschränkt forschen kann, dann entspricht das meinen Vorstellungen von künstlerischer Lehre.“ (Klaus Rinke, „Die Klasse als Labor“, 1996, in: Information Education, S. 119f.)

Etwas nüchterner, aber nicht weniger an einem Freiraum interessiert, den die Kunstlehre bieten sollte, formulierte Marina Abramović ihre Vorstellungen:

„A teacher has to

- have a clear concept of the teaching and the aims he'd like to achieve
- be informed about current art movements
- open to other opinions even if they are contradicting his own
- understand the personal needs of each student
- be open to experiments
- should never take a superior position
- allow himself to grow and change through interaction with his students.

(Marina Abramović, „About Learning“, 1999, in: Künstler in der Lehre, S. 228)

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen eine intensive Zeit des gemeinsamen Arbeitens und Forschens.

Berlin, 12. Oktober 2015